

**Grigory Sokolov**  
Leipzig, Gewandhaus

**LEIPZIGER VOLKSZEITUNG**

WERNER KOPFMÜLLER

**13<sup>th</sup> November 2016**



Antistar am Flügel: Grigory Sokolov im Gewandhaus. Foto: Christian Modla

## **Großer Erzähler am Klavier**

### **Der große Grigory Sokolov spielt Mozart und Schumann im Gewandhaus**

Wer Grigory Sokolov im Konzert erlebt, wie am Sonntagabend sehr gut besuchten Großen Saal des Gewandhauses, wird immer wieder aufs Neue Zeuge eines seltsam anmutenden Rituals. Die Bühne betritt ein unscheinbarer Mann im Frack von barocker Leibesfülle. Fast glaubt man einen Kellner zu erleben, der sich aufs Podium verirrt hat. Die linke Hand auf dem Rücken, eilt er zum Flügel, so zielstrebig, als wolle er bloß keine Zeit verlieren. Hier gilt's ganz der Kunst, keinesfalls der Selbstdarstellung. Eine steife, zurückhaltende Verbeugung, mehr ein flüchtiges Nicken, ein kurzer Moment des Sich-Sammelns. Und dann beginnt ein Klavierspiel von einer Tiefe und Inspiration, dass das Publikum gar nicht umhin kann, als sich vom ersten Ton an in den Bann schlagen zu lassen.

So sehr Sokolov jedweder Starrummel zuwider ist – er weiß genau und selbstbewusst um sein Können. Gerade die Verweigerung gegenüber dem Medienzirkus wird dann zum Markenzeichen, ja zum Kult. Diesen Status hat Sokolov längst erreicht, auch seiner selbstaufgelegten Beschränkung auf Soloabende wegen. Dass er inzwischen keine Klavierkonzerte mehr spielt, liegt an der ihm stets zu kurzen Probenzeit, ebenso wie an seiner Geringschätzung für die meisten Dirigenten.

Den Leipziger Abend eröffnet er mit Mozarts „leichter“ C-Dur-Sonate KV 545, mit der schon Generationen von Klavierelevens ihre musikalische Sozialisation erfuhren. Im Tempo stets gemäßigt, klingt sie unter Sokolovs non legato artikulierenden Händen melancholisch eingetrübt, wie hinter einer Milchglasscheibe. Auch das Rondo-Allegretto verweigert sich dem Kehrauscharakter. Es ist, als wolle Sokolov hier schon die Stimmung bereiten für die dunklen Klanglandschaften, in die er in der nahtlos anschließenden c-Moll-Fantasie und – Sonate entführt.

Erneut erweist sich Sokolov als großer Erzähler, der aus dem ersten c ein Seelendrama entspinnt, dessen Furor und Schrecken auch und gerade in den spannungsvoll gehaltenen Generalpausen nicht weichen. Wie frei und doch immer werkdienlich er mit dem Tempo verfährt, Übergänge dadurch nicht nur gestaltet, sondern dramatisiert, das schafft ein zwingendes Gefüge: Kein Detail, das nicht plastisch zur Erscheinung käme, ob die rasende Arpeggien oder gespenstisch fahle Seufzerfiguren.

Nichts ist nebensächlich oder kompositorisch unverstanden, Sokolov bedrängt niemals seine Hörer, er überwältigt nicht, auch wenn Mozarts zerklüftete Partitur dazu verleiten könnte, pianistische Mätzchen auszustellen, mehr auf Effekt als Affekt zu setzen. Stattdessen erzählt er leicht und mit einem Nachdruck, der dem Notenverständnis entspringt – und gelangt dennoch zu neuen Lesarten altbekannter Stücke.

Den Refrain aus Schumanns rondoartiger Arabeske op. 18 gibt er mit pastellfarbenem Ton, lässt die Melodie im Diskant sanft leuchten, nimmt Bass und Mittelstimmen zurück. Die Moll-Sektionen spielt er mit einer Kernigkeit im Anschlag, die dem Stück alles Biedermeierliche austreibt.

Dieses Wechselspiel von Locken und Drohen, von Behaglichkeit und Verhängnis kulminiert in Schumanns großer C-Dur-Fantasie op. 17. Dabei gelingt Sokolov ein dramaturgischer Kniff: „Im Legendenton“ ist der Mittelabschnitt überschrieben. Er spielt ihn als Stück im Stück, als Geschichte in der Geschichte. Im zweiten Satz, einem Triumphmarsch, massiert er die Klangballen so enorm, dass er fast zur Groteske gerät. Es bleibt der einzige befremdliche Moment an diesem Abend, der auch schnell vergessen ist, wenn Sokolov im dritten Satz die langsamen wiegenden Achtelfiguren zum kosmischen Weben steigert.

Ein reicher Klavierabend könnte zu Ende sein, wird bei Sokolov aber erst dadurch zum Ereignis, dass es in die Verlängerung geht. Es stellt sich das typische Bild ein: Die Fangemeinde klatscht frenetisch Beifall, sobald ihr Star, der ja keiner seiner will, für eine der zahlreichen Zugaben (sechs sind es an diesem Abend) die Bühne betritt, während andere eilenden Schrittes aus dem Saal drängen. Schubert, Chopin gibt er und am Ende Canope aus dem zweiten Band von Debussys Préludes. Vereinsamt und offen endet dieses und so bleibt zuletzt nur dieser unscheinbare Mann am Klavier, der so Großes zu erzählen hatte.

<http://epaper.lvz.de/>